

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 239. Bromberg, den 1. November 1928.

Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Polyte bringt pfeifend einen Camembert, einen Laib Brot und eine Schüssel heißen Wein.

O, der süße Rausch!

Bernier hat seinen Becher sofort mit dem brennheißen Getränk gefüllt. Er trinkt. Wie Feuer, wunderbares Feuer rinnt es in ihn hinein. Boubou bekommt eine Schnitte Käse. Er schlingt sie mit halb geschlossenen Augen und zum Platzen vollen Backen hinunter.

Herr Ferdinand hat die Ellbogen auf den Tisch und das Gesicht in die Hände gestützt. So sieht er den Ausgehungerten zu und macht sich dabei teils erstaunt, teils entzückt über sie lustig: „Weiß Gott, die haben einen Schlund . . . das sind ja keine Magen, das sind ja Löcher!"

Und er füllt die Gläser mit einem schweren, dicken, bitteren Wein, der die Finger und das Porzellan der Schüssel violett färbt.

Bernier sagt schließlich: „Danke . . . das war notwendig . . . ich konnte nicht mehr . . . oh, vielen Dank!"

„Nichts zu danken", antwortet Ferdinand. „Darauf hat jedes Glied der Kette ein Anrecht in der Not . . . Jetzt, da du wieder aufgepulvert bist, mein Alter, wollen wir uns mal rasch zu Goume auf die Beine machen."

Bernier fährt zusammen. „Zu Goume?" stammelt er. Ach, welche tragische Erinnerungen enthält nicht dieser Name!

Goume! Dieser entsetzliche Räuber, der einst durch Monate hindurch Frankreichs Fluren in Schrecken gehalten hatte, Goume der Blutsauger! Goume, der Bauchaufschlitzer! . . .

„Nun ja, zu Goume", antwortet der Mann mit dem roten Halstuch ganz ruhig.

„Dann," fragt Bernier bebend, „dann . . . ist also . . . Goume . . ."

„Mein Vater", antwortete Herr Ferdinand ohne die geringste Erregung.

Und fügt nach kurzem Stillschweigen hinzu: „Nur daß er sonst für alle Leute Herr Duvanet ist."

Herr Ferdinand ist aufgestanden. Er sagt noch: „Bis zu den Festungswerken werden wir mit der Stadtbahn fahren."

Bernier steht nun auch auf. Die Nahrung, die er eben in sich aufgenommen hat und das glühende Getränk geben ihm neue Kräfte. Sein Kopf brennt wie Feuer. Sein Herz schlägt sehr rasch. In seinen Adern treibt heftig das erhitzte Blut. Er spürt die Wunden an seinen Knien fast nicht mehr. Er kann Boubou mit einer Hand aufnehmen und sich wieder auf den Rücken setzen.

„Kann dein Mädel denn nicht gehen?" fragt Herr Ferdinand erstaunt.

„Ja . . . er ist nicht gewöhnt, eine Nacht im Freien zuzubringen."

„Wieso er?"

„Mein Bub."

„Dein Mädel?"

„Nein . . . Mein Bub . . . Ja richtig, ich hätte es dir sagen sollen, er ist kein Mädel."

„Er ist kein Mädel?"

„Nein . . . ein Bub . . . ein kleines Mannsbild."

„Warum steckst du ihn denn dann in so ein Kleid?"

„Wegen der Polizei . . . sie hat meinen Steckbrief . . . man ist hinter mir drein . . . Und man weiß auf der Präfektur, daß ich mit meinem Buben davon bin."

„Was? . . . Was sagst du da? . . . Die Putz . . . Du hast sie auf dem Hals?"

„Ja, man sucht mich."

„Und das sagst du nicht! . . . Ja, zum Teufel, was denkst du denn? . . . Willst uns wohl alle ins Kittchen bringen? . . . Für einen Kerl, der aus dem Bagno raus ist, bist du verflucht wenig gekocht . . . Das ändert also meinen Plan . . . Wir fahren nicht mehr zusammen mit der Stadtbahn . . . Ich verlang nicht, daß du mir dein Geheimnis anvertraust . . . das ist nicht Brauch in der Brüderschaft . . . aber du siehst doch ein, wir könnten alle bei meinem Alten verschüttet (arretiert) werden . . ."

Er öffnet die niedrige Tür der Kammer und ruft: „Hallo, Polyte!"

Das kleine Stehaufmännchen schlapft auf seinen Pantoffeln heran: „Was ist, Herr Ferdinand?"

„Paß auf, Polyte! . . . Erst aber mach die Tür zu, es braucht uns keiner hören . . . . Also, ich werde es dir erklären . . . Der Herr hier hat Schwierigkeiten mit der Putz . . ."

Polyte wendet sich Bernier mit einem Kopfnicken zu. „Das kommt vor", sagt er sanft und philosophisch.

„Ja, das kommt vor," wiederholt Herr Ferdinand mit verstecktem Lächeln, „aber er soll lieber nicht verschüttet werden, das macht die Sache noch komplizierter . . . Ich geh also allein aus deiner Spelunke . . . Du mußt sie aber im stillen von hinten herum heraus lassen."

„Ich versteh, Herr Ferdinand."

„Und da hast du ein paar Fetzen (Banknoten) für das Futter."

Goumes Sohn wendet sich nun an Bernier: „Jetzt paß mal auf, wie wir uns wieder treffen werden . . . Polyte wird dich führen . . . brauchst ihm nur folgen . . . Wenn du auf der Straße bist, so rufst du ein Taxi . . . es gibt dort massenhaft . . . du wartest nicht, steigst ein und sagst dem Chauffeur: Station Saint-Sulpice . . . zahlst eine runde Summe, damit du nicht länger vor der Karre stehen bleibst . . . da hast du das Geld, bist ja ganz stier! . . . Goume wird es auf seine Rechnung nehmen. — Dann also wirfst du dich in eine Stadtbahn, Richtung Montparnasse . . . in Saint-Sulpice werden jetzt um die Zeit nicht viel Leute sein . . . bist du zufällig allein mit deinem Buben, so steig in den ersten Zug, der vorbei kommt . . . Wenn Leute da sind, und wenn es auch nur ein altes Weib, ein Soldat oder ein Pfarrer ist, so mach, als ob du einsteigen wolltest, bleib aber im letzten Moment auf dem Perron zurück! Verstehst du?"

„Ja", sagt Bernier. „Ich kenne das . . . ist einer hinter mir her, so steigt er in den Zug ein und fährt allein weiter."

„Klar! Wenn er aber den Trick bemerkt und auch auf dem Perron bleibt, so kannst du dir seine Visage anschaun . . . Geht es nun aber gut und du bleibst allein, so schaust du, daß du auf den anderen Perron hinüber kommst. Du sagst zu dem Beamten an der Drehtür: Ich habe mich geirrt, ich will zu den Hallen. Und springst dann in den ersten Zug, der daher kommt . . . In Saint-Germain-des-Prés steigst du schnell aus und spendierst dir eine Taxi bis zur Porte du Bas-Meudon . . . Dort findest du mich unter

der kleinen Eisenbahnbrücke von Versailles ... Verstanden?"

„Verstanden", antwortete Bernier.

Herr Ferdinand drückt sich diesmal sein Hütchen über die Augen. Er nimmt seine gestrickte Krawatte herunter und steckt sie in die Tasche. Sein Hemd hat keinen Kragen, die Knopflöcher sind durch einen kugelförmigen Kupferknopf zusammengehalten, der ihm den Adamsapfel eindrückt.

Er ruft noch: „Dann also auf Wiederschaun!" und geht fort.

Polyte macht die Tür hinter ihm zu, löscht das Gas aus und befiehlt: „Jetzt rührt euch nicht! Ich muß erst einen benachrichtigen."

Er nimmt einen Schemel, steigt mit gewaltiger Anstrengung hinauf, um an der Mauer oben eine Art Schiebefensterchen aus trübem Glas zu erreichen, zieht an einer Schnur und versetzt es so in heftige Bewegung.

Bernier sieht einen engen Hof und in einer Entfernung von höchstens zwei Metern die schadhafte Mauer eines alten Hauses. Man hört, wie Töpfe durcheinander geworfen werden und wie zwischendurch das Wasser aus den Wasserleitungen rinnt.

„Es sind die Küchen von einem großen Restaurant", erklärt Polyte.

Und heult mit den Händen an dem Mund: „Hö ... Hö ... Höhöhö ...", dann wartet er ...

Bis eine Stimme von weit her wie ein Echo antwortet: „Hö-hö!"

„Es ist gut", murmelte Polyte, „man kann durch." Und er läßt das Schiebefenster fallen. „Folgt mir!"

Der kleine Dickbäuchige geht Bernier und dem Knaben voran. Er läßt sie durch einen langen Gang hinter sich her gehen, dann umklammert seine welke Hand ein Geländer: „Und jetzt so weiter bis zum Fünften", ordnet er an. „Vorwärts!"

„Nicht so rasch", bittet Bernier. „Meine Knie sind zerschunden."

„Hab keine Angst," sagt der Hotelbesitzer, „ich muß meine hundert Kilo schleppen."

Boubou hingegen hat arge Kopfschmerzen und wundert sich über das endlose Geländer, das sich an seiner linken Seite wie eine Schlange hinauf windet. Boubou hat zu viel Glühwein getrunken.

Oben sperrt Polyte mit einem Schlüssel wieder eine Tür auf, hinter der sich ein ganz winziges Mansardenzimmerchen befindet.

„Kommt mit herein", sagt er.

Er schiebt den Riegel vorsichtig vor, nimmt aus einem Wandschrank eine kleine Leiter mit Haken, befestigt sie an dem Sims eines engen Fledermausfensters, durch das das Zimmer nur spärlich erhellt wird; dann steigt er ein paar Sprossen hinauf und stößt, indem er sich mit beiden Händen an dem Fensterstock festhält, das Fenster gegen das Dach auf.

„Da hinaus sollt ihr euch verflüchtigen."

Vorher aber läßt er noch einmal seinen Ruf ertönen: „Hö—ö—ö", allerdings mit leiser Stimme. Und diesmal antwortet die Stimme, die man schon früher gehört hat, von ganz nahe mit einem schwachen „Hö—hö!"

„Folgt mir nach", befiehlt Polyte.

„Wo führt das hin?" fragt Bernier.

„Auf das Dach", antwortet der Hotelbesitzer. „Aber macht rasch ... trödelt nicht hinter mir, es ist wegen der Spitzel ... und entfernt euch vor allem nicht nach links! Dort ist die Straße."

Polyte hat sich keuchend auf das Dach geschwungen.

Bernier hat von hinten angeschoben, steigt ihm nach, beugt sich dann durch das Fenster hinunter und packt Boubou bei den Schultern, um ihn zu sich heraufzuheben.

Ein paar Schritte neben ihm taucht in dem Dach des Nachbarhauses, das kaum einen Meter höher ist, aus einem anderen, ebenfalls offenen Fledermausfenster, der Kopf eines Mannes auf.

Polyte ruft ihn an: „Hallo, Moritz!"

„Nun", fragt der Angerufene durch einen raschen Blick.

„Sind Freunde von Herrn Ferdinand ... sollen vorbei, ohne, daß einer sie sieht."

„Ist möglich ... schick sie her!"

„Du gehst weiter nacht rechts," erklärt der Hotelbesitzer Bernier, „zeigt euch nicht an den Seiten ... dort sind gewöhnlich Putze, die könnten euch von unten sehen ... Also viel Glück und los!"

Bernier hat Boubou klugerweise auf den Arm genommen. Boubous Wangen sind dunkelrot, seine Augen glänzen feucht, und er lacht, lacht aus vollem Hals. Er unterhält sich ungeheuer.

„Was spielen wir denn, Pap?" fragt er unaufhörlich. „So sag doch, was spielen wir?"

„Sei still, Boubou!"

„Nein, es macht mir solchen Spaß."

„Wirst du schweigen!"

„Ich will aber lustig sein."

Der Wein hat das kleine Hirn aus der Ordnung gebracht. Bernier erreicht das Dach des Nachbarhauses. Er wendet sich um, um sich bei Polyte zu bedanken, aber der Hotelbesitzer ist bereits verschwunden.

Der Mann wird ungeduldig: „So eilt euch doch ... ein bißchen Dalli ... So eine Tour bei Tag ist keine Kleinigkeit ... Da, gib mir deine Kleine her ... und spring selber in mein Loch ... Mein Bett steht unten ... wirst dir nicht die Haxen brechen ... Spring!"

Bernier befindet sich wieder in einer Dachkammer, hat aber keine Zeit, sie sich länger zu betrachten, denn der Mann schiebt ihn sofort zu der Tür: „Hinunter ... rasch!"

Und Bernier bittet wieder: „Nicht zu schnell, meine Füße tun mir so weh."

Es ist ein großes und altertümliches steinernes Stiegenhaus, in dem sie nun sechs Stockwerke hinunter müssen ...

Unten warnt sie der Mann noch: „Ihr müßt euch die Mauer entlang vor der Portiersloge ganz gebückt halten, damit euch niemand sieht. Dann wendet euch nach links."

Bernier gehorcht seinem Rat und zwingt Boubou durch einen Druck an der Schulter, dasselbe zu tun. Er wendet sich nach links. Dort führt ein großes offenes Tor auf eine bewegte Straße. Schon ist er auf dem Fußsteig. Er sieht hinter sich, um sich von seinem Führer zu verabschieden, aber der Mann ist verschwunden.

Da erinnert er sich an Ferdinands Worte: „Ruf ein Taxi ... es gibt dort massenhaft." Das ist wahr. Die Straße ist von Wagen überfüllt. Er orientiert sich, sieht von weitem den Turm von Saint-Jaques, erkennt die Rue de Rivoli. Er ruft ein Automobil: „Chauffeur, Station Saint-Sulpice!"

Im Wagen reißt er Boubou wild an die Brust.

„Jetzt hast du also gegessen, mein Kleiner!"

„O ja, und gut war es, Papa ... so warm ... so gut ... Der Herr, der uns zu essen gegeben hat, der ist doch wirklich furchtbar lieb!"

„Ja, er ist lieb."

Bernier hat diese Worte mit gesenktem Kopf geflüstert. Der Mann, der sie ihren Hunger stillen ließ, dieser Mann ist der Sohn von Goume. Goume aber ist einer der entsetzlichsten Verbrecher, die jemals Frankreich in Schrecken versetzt haben. Und Bernier geht zu Goume ... Der Würfel ist gefallen! Weil er allein ist, von allem entblößt, von jedem verlassen, verflucht, gejagt, verdammt, deshalb kehrt Bernier zurück zu den Genossen seiner Schmach. Aber da zaudert er mit einemmal ... Eine innere Stimme spricht: „Was willst du tun, Vinzenz? ... Du warst schon ein anständiger Mann geworden und in wenigen Stunden wirst du verlieren, was du in zehn Jahren der Besserung und Reue erworben hast. Was wirst du tun? ... Sicher wird dir, wenn du dich einem Glied der Kette wieder anschließt, seine Hilfe, sein Schutz und vielleicht im weiteren Verlauf auch die Hilfe und der Schutz von anderen Verbündeten zu teil werden, sie sind dir ja zu unbedingter Unterstützung verpflichtet. Aber du weißt sehr gut, daß nach den unbarmherzigen Gesetzen des Geheimbundes entsprungener Deportierter, du auch deinerseits dich ihnen für dein ganzes Leben hindurch unbedingt verpflichtest. Sie können für das Brot, das Obdach, die gefälschten Papiere, für die Mittel zur Verkleidung oder das Geld, das sie dir zukommen lassen, deinen Kopf in Anspruch nehmen, um irgendein Verbrechen auszusinnen, durchzudenken, vorzubereiten, oder auch deine Hand, um loszuschlagen. Hast du den anscheinend so unschuldigen Worten von Herrn Ferdinand auch genug Aufmerksamkeit geschenkt? Er sagte gleich im Anfang eures Gesprächs: „Er wird dich gerne sehen, mein Alter ... Gerade jetzt sucht er ein paar feste Kerls für eine Arbeit."

Eine Arbeit! Du bist dir doch nicht im Zweifel, was das bei Goume bedeuten kann. Es wird Blut fließen. Bedenk es, Vinzenz! Noch ist es Zeit! ... Ruf den Chauffeur, laß den Wagen halten, steig aus und misch dich unter die Menge auf der Straße. Versuch dein Glück und bleib, was du gewesen bist: ein anständiger Mensch!"

Bernier läßt entschlossen das Wagenfenster herunter. Schon beugt er sich heraus, um dem Führer zuzurufen, er möge sofort neben dem Fußsteig Halt machen. Doch, noch ehe er den Mund geöffnet hat, wirft er sich mit einem Ruck nach hinten, und zieht erblassend den Hut über die Augen. Das Auto hatte La Place du Châtelet und Le Pont au Change überquert und war auf den Boulevard du Palais eingebogen. Und so fuhr es eben an der Polizeipräfektur vorbei. Bernier hat das drohende Gebäude wieder erkannt. Die Schutzleute ziehen vor dem großen Tor in ihren Uniformen auf Wache, während Schreiber mit Aktenbündeln, Polizeisoldaten, Beamte in Zivil und Kommissionäre in beschäftigter Eile dort aus und ein gehen. Der gehetzte Mann, dessen Hirn nach dem langen Fasten vom Wein überhitzt ist, bildet sich ein, er sei das einzige Objekt dieser ungewöhnlichen Erregung. Die ungeheure Polizeimaschine habe alle Räder in Bewegung gesetzt, um den Entsprunge-

nen wieder zu finden . . . Sie muß ja noch vor fünf Tagen und fünf Nächten seiner habhaft werden.

Diese Akten tragen seinen Namen, erzählen seine Geschichte, enthalten alle Details und seinen Steckbrief. Jeder Polizeiinspektor muß seine Photographie, die in hunderten von Exemplaren abgezogen wurde, besitzen und weiter verbreiten. Diese Soldaten werden den Haftbefehl an alle Bahnhofschalter, an jedes Stadttor weiter geben. Die Kommissäre organisieren schon die Verfolgung . . .

Und er soll ganz allein, so wie er ist, auf die Straße steigen. Nein!

Um gegen die Polizei zu kämpfen, bedarf er der Hilfe seiner verschlagensten Genossen aus der Kette. Goume erwartet ihn . . . In welchem Schlupfwinkel? Das ist ganz gleich! . . .

Goume erwartet ihn. Und er geht zu Goume . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ein seltsames Interview.

Besuch bei dem ersten und einzigen Lappendichter Juhan Tuuri.

Von Dr. Lotte Sternbach-Gärtner.

Kiruna, Lappland.

Wer glaubt, es sei kein Kunststück, einen Lappendichter zu interviewen, der möge mal selbst heraufkommen und es versuchen! Die Lappen sind bekanntlich ein Nomadenvolk, das heißt Leute, von denen man nie weiß, wo sie sind. Und weiß man es einmal glücklich, dann sind sie sicherlich schon wieder anderswo. Das ist die eine Schwierigkeit. Noch ärger aber wird die Sache dadurch, daß dieses merkwürdige Volk sich mit Vorliebe jenseits des Polarkreises aufhält, dort, wo ein normaler Mitteleuropäer schon im Oktober — und um diese Zeit handelt es sich in meinem Fall — ständig in Gefahr ist, irgendwo im meterhohen Schnee stecken zu bleiben.

Aber wer auch nur einen Tropfen Journalistenblut in den Adern hat, kann nicht widerstehen, wenn es einmal ein wirkliches „Unikum" aufzuspüren gibt. Und Juhan Tuuri ist ein Unikum, unleugbar und in jedem Sinn des Wortes. Vor Jahren schon ist sein Aufsehen erregendes Buch „Muittalus samid birra", Lappenerzählungen, das später auch in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde, erschienen. Es errang seinen durchschlagenden Erfolg nicht nur, weil Tuuri der erste Lappe ist, der jemals zur Feder griff, sondern auch, weil er, ein echtes Kind seines Stammes, ziemlich unberührt von der Kultur und unverwirrt von Bildung, als naiver Autodidakt schreibt und so seine Aufzeichnungen zur authentischen Quelle für wertvolle Lappenforschung wurden.

Daß sein Buch überhaupt zustande kam und verbreitet wurde, war der Unterstützung des in Lappland sehr beliebten, nunmehr verstorbenen Forschers Dr. Lundbohm zu danken. Tuuri selbst war vielleicht doch mehr Lappe als Schriftsteller. In Stockholm jedenfalls erzählte man sich von Juhan Tuuri, dessen Name jeder Gebildete kennt, der der Gräfin Bjelkes besonderer Schützling ist und den die englischen Lords und die amerikanischen Multimillionäre nie zu besuchen vergessen, wenn sie zur Jagd nach Lappland kommen, die drolligsten Anekdoten. Ich begriff: Juhan Tuuri mußte man interviewen! Aber wo wohnte er? Als ich in der Hauptstadt diese Frage tat, lachte man mir ins Gesicht. Wo wohnt ein Lappe? Irgendwo in einem Zelt oder in einer Koje. Genaueres läßt sich da nicht sagen.

Aber im letzten Augenblick vor meiner Abreise erhielt ich von einer mitfühlenden Seele die Adresse eines Lappenforschers in Kiruna und von diesem später die sehr wertvolle Auskunft, daß sich der Lappenstamm, dem Tuuri angehört, auf seiner Herbst-Wanderung in der Gegend um den Rensee aufhalte. Leider nur — war Tuuri dort nicht zu finden! Da ich nicht lappisch kann und die Lappen im allgemeinen nur schlecht schwedisch verstehen, dauerte es eine geraume Zeit, bis ich ausfindig machte, daß Tuuri sich noch einige Bahnstunden nördlicher, in Lahtilahti, jenseits des Torneträsks aufhalte. —

Schweigend glitten wir auf Schneeschuhen durch den weißkalten Forst, in dem das blaue, mit gelben und roten Borten benähte Gewand und die hohe, in eine feuerrote, große Troddel endigende Mütze des Lappen das einzig Bunte sind. Am Torneträsk bestiegen wir ein wohlbeteertes, dunkles Lappenboot, dann ging es in stundenlanger Fahrt über den See, in dem sich die Morgensonne und die eisstarrenden Fälle spiegeln. Als wir gegen Mittag an die Bucht von Leimolahti kamen, merkten wir, daß die abzweigende, kleinere von Lahtilahti bereits zugefroren war. So legten wir schon hier an, gingen von lärmenden, phantastisch in Felle und buntes Zeug gewickelten Lappenkindern umschwärmt durch das erste Lager und über das Eis der Bucht nach Lahtilahti.

Wie ein Palast steht die armselige aber „modern" aus Baumstämmen gefügte Hütte Tuuris zwischen den Erdhügeln ähnlichen Kojen. Aber zu meinem Schrecken ist die Tür, über der mit großen ungelenken Buchstaben „Juhan Tuuri, Verfasser, geb. Kautokeinen" geschrieben steht, verschlossen.

In der nächsten Koje erfahren wir, daß er noch früh morgens gesehen wurde, also wahrscheinlich nur irgendwo im Wald, auf der Jagd oder bei seinen Fuchs-, Hermelin- oder Marderfallen ist. Allerdings: er könnte auch auf mehrere Tage hinauf in die Fjälle, zu seinen Renntierherden, gegangen sein. . . .

Das klang trostlos. Trotzdem entschlossen wir uns zu warten, und glücklicherweise wurde Tuuri, nachdem wir mehr als zwei Stunden als Gast der Nachbar-Lappen in deren Koje gesessen hatten, gesichtet. Ein schiefbeiniger, schlitzäugiger kleiner Lappenjunge meldete, daß er sich dem Lager nähere.

An der Tür, die ihn Verfasser nennt, traf ich mit Tuuri zusammen. Es ist ein in Renntierfell gekleideter schlauäugiger spitznäsiger, schmutziger aber vergnügter alter Lappe, der einigermaßen schwedisch spricht, sich mit dem Ärmel das Nasentröpfchen abwischt und als Jagdbeute vier — sage und schreibe vier — herrliche Auerhähne über der Schulter trägt.

Er warf die gewichtige Last in den Schnee und begrüßte mich erfreut: „Ju, ju, ju, — woher sagst du, daß du kommst? Österreich — ju, ju, ju, das ist aber weit." Dann schüttelten wir uns die Hände, und er führte mich, während mein Führer, ein alter Bekannter Tuuris, ihm das Holz spaltete und die Jagdbeute verwahrte, in seine Stube, die sowohl Küche als auch Schlaf- und Empfangsraum ist, und ich versuchte, ihn zu interviewen. Das stellte sich aber als ganz unmöglich heraus: erst mußte ich auf alle seine Fragen antworten, und dann ging er, der uns zu einem Imbiß höflich eingeladen hatte, mit freundlicher Unbekümmertheit zwischen Küche und Vorratshaus hin und her und wollte vor allem meinen alten Fährmann davon überzeugen, daß seine, Tuuris, Hermelinfallen für 25 Öre per Stück erheblich besser seien als die teuren in Kiruna gekauften meines Führers.

Wann sein Buch erschienen ist, sein bis jetzt einziges Buch? — Ju, ju, ju — das weiß er gar nicht recht. Ein Exemplar? Ju, ju, ju, natürlich hat er eins, will es mir zeigen. Aber wo ist es denn hingekommen? Nach langem Suchen zieht er es stolz in der Vorratskammer zwischen zwei vereisten Renntierschinken hervor. Ju, ju, ju, da gab es schöne Bilder darin, Lappenzeichnungen, von ihm selbst verfertigt — aber die sind herausgerissen, leider. Irgend einer der amerikanischen Multimillionäre hat sie zur Erinnerung mitgenommen.

Wann sein Buch erschienen ist, sein bis jetzt einziges etwas zu erzählen. Aber wir kommen über die merkwürdige Tatsache, daß er in Kautokeino vor — ja wieviel Jahren eigentlich? es mögen wohl bald 70 sein —, geboren ist, nicht weit hinaus. Ob sein Buch ins Deutsche übersetzt ist, weiß er wirklich nicht, aber dafür zieht er aus einer Schublade, in der neben Zuckerstückchen und Pulswärmern alte Marderfallen und blutüberkrustete Vogelschwingen ein mehr beschauliches als geordnetes Dasein führen, einen ins Dänische übersetzten Band seines Werkes hervor und erzählt rühmend, daß sein Übersetzer auch eigene Bücher geschrieben hat, aus denen man alles Wichtige über das Lappenleben erfahren kann. Brotneid kennt dieser Verfasser nicht, der nun würdevoll an seinem offenen Herd steht und in eine nicht gerade blendend reine Pfanne Stückchen von einem riesigen Renntierschinken schnippselt, dann mit berechtigtem Bedenken die in seinem Wandschrank vorhandenen Teller und Löffel betrachtet und sich seufzend entschließt, sie mir zu Ehren abzuwaschen. Da entschließe ich mich — aus sehr egoistischen Gründen! — sie mit einem relativ reinlichen Tuch gründlich abzutrocknen, und mein alter Führer macht sich daran, Messer und Gabeln — davon finden sich nur zwei, was aber Tuuri nicht stört, weil er, wie er später beweist, sich auch ohne solches Werkzeug behelfen kann — an der offenen Flamme zu „desinfizieren".

Tuuri, dem die spärlichen weißen Haare wirr um die Denkerstirn stehen, versichert mich im Laufe unserer Unterhaltung wiederholt zweier bedeutsamer Dinge: erstens, daß er schlecht daran getan hat, sich keine Frau zu nehmen, und zweitens, daß er gerade dabei ist, ein neues Buch zu schreiben. Auch wieder eines über Lappenmythen, -Sitten und -Sagen. Er bemüht sich, mir aus dem Gedächtnis eine spaßhafte Geschichte über die Namengebung des Dorfes Lahtilahti daraus zu erzählen, aber da ich die Pointe gar nicht erfassen kann, gibt er es gutmütig auf, und wir setzen uns einträchtig zu dem inzwischen gar geschmorten Renntierschnitzelbraten.

Die Wildsau.

Humoreske von **Georg v. d. Gabelentz.**

Der Gastwirt im Waldschlößchen, Karl Weinert, und der Schuster Emil Peukert in Kunnersdorf waren wilde, unermüdliche Jäger. Sie töteten auf der erpachteten Gemeindejagd alles, was ihnen vor die Flinte kam. Leider gab es nur wenig, und wenn sie einen Hasen, ein Rebhuhn oder ein Kaninchen gefehlt hatten, dann ließen sie ihren Zorn an anderem Getier aus, schossen in einen Taubenschwarm, erlegten eine Katze, oder zielten auf Sperlinge, Mäuse oder Igel, Eichhörnchen und Krähen, ja selbst die Ratte oder der Frosch im Teich waren vor ihren Schüssen nicht sicher.

Die Kunnersdorfer Gemeindejagd grenzte an den Wildzaun des fürstlichen sogenannten Saugartens, in dem zur Unterhaltung seiner Durchlaucht und vornehmer Gäste eine Herde Wildsauen gehegt wurde. Oft standen die beiden Jäger am Zaun des fremden Jagdbereichs, spähten nach den Borstentieren, die es sich drüben in der Suhle wohl sein ließen und seufzten: „Gottverdammich! Wenn man doch mal so ein Vieh schießen könnte! Das wär' doch was!"

Und dann legten sie die Schrotflinten auf eins der Tiere an, zielten sorgfältig und dachten, wie sie nur den Finger zu krümmen brauchten, und der grunzende Keiler drüben würde sich in seinem Blute wälzen.

Sobald sie einmal die fürstlichen Wildsauen gesehen hatten, kehrten sie mit besonders blutdürstigen Mienen heim, und wehe, wenn ihnen irgend etwas Erlegbares über den Weg lief. Da sie nicht immer trafen, so rollten immer mindestens vier Schüsse hinter dem flüchtigen Kaninchen oder einer scheltenden Krähe her.

In der ganzen Umgegend waren die beiden Jäger bekannt und viele machten ihre Witze über sie. Vor allem das Ekel, der Viehhändler Bach aus dem Nachbarstädtchen, nannte sie nicht anders, als die Kunnersdorfer Massenmörder. Und diese hatten ihm darum ewige Feindschaft geschworen.

Karl Weinerts Gasthof gedieh bei dem mörderischen Treiben seines Besitzers so spärlich wie die Schusterei Peukerts, und wurde nur von einer Wirtschafterin einigermaßen über Wasser gehalten. Die beiden Freunde lagen ja Sommer und Winter, Tag und Nacht, bei Regen und Schnee mit ihren Schrotspritzen in Wald und Feld, und kamen sie heim, dann hatten sie den Nachbarn von ihren Abenteuern so viel zu erzählen, daß ihnen nicht viel Zeit zu vernünftigeren Dingen blieb.

Eines Tages traf der Postbote den Gastwirt, als dieser eben mit der Flinte auf dem Rücken ausziehen wollte, einen „Geier" zu erlegen, der friedlich über den Stoppeln nach Mäusen kreiste. Er winkte schon von weitem. „Sie, Herr Weinert! Im Walde bei der Viereiche ist ein wildes Schwein, gleich drüben, wo die Wiese ist!"

Weinert riß die Augen auf und stand vor Freude und Aufregung wie angewurzelt. Die sogenannte „Viereiche" und ie Wiese daneben gehörten ja zu seinem Revier. „Eine Wildsau?" schrie er, und schon riß er das Gewehr herab. „Eine Wildsau bei uns?! Ist das sicher?"

„Wenn ich's sage! Die muß in der Nacht aus dem Saugarten ausgebrochen sein."

Jetzt machte Weinert kurz kehrt, rannte ins Haus zurück, rief der Haushälterin zu: „Sonntag gibt's im Waldschlößchen Wildschweinbraten!" Und dann stopfte er sich noch die andere Tasche voll Schrotpatronen und lief zu Peukert. Wenige Minuten später waren beide auf dem Wege nach dem Walde. Der Bussard zog drüben noch immer seine Kreise.

„Heute heißt es aber vorsichtig sein", warnte Weinert, stand plötzlich vor einem Pflaumenbaum an der Straße still, ergriff einen starken Ast und zog sich einige Male daran hoch. „Ha", ächzte er, „noch geht's. Siehst du, wenn das ein Keiler ist, und das ist bestimmt einer, und der uns annimmt . . . Mit so einem Vieh ist nämlich nicht gut Kirschen essen."

„Ja", meinte Peukert nachdenklich, „wenn's freilich ein Keiler ist, nachher heißt's: alles aus der Flinte 'raus, was drinnen ist."

Nun waren sie im Walde. Vorsichtig, Seite an Seite, schlichen sie gegen die Wiese an der Viereiche, wo der Postbote das Tier gesehen haben wollte. Doch auf der Wiese war nichts. Sie klopften an die Stämme eines Dickichts erst vorsichtig, dann lauter; drinnen blieb alles ruhig. Umsonst suchten sie weiter umher, spähten sie jede Schneise hinab, schlichen sie auf jeden Busch zu. Peukert legte sogar das Ohr an die Erde — nichts.

Schon fing es an zu dämmern. „Im Dunkeln ist nichts zu machen", erklärte Weinert. „Und wenn uns der Keiler jetzt anfällt, müssen wir auf den nächsten Baum. Gehen wir lieber morgen früh noch einmal." Und sie schlugen den Heimweg ein.

„Am Ende hat der gottverdammte Postbote uns was weisgemacht", meinte der Schuster, wischte sich den Schweiß von der Stirn und wollte eben die Flinte auf die Schulter hängen, da packte ihn sein Genosse am Arm.

„Da, Emil, siehst du nicht?"

Auf einem Kartoffelacker am Waldrand bewegte sich eine dunkle Masse. Sie wühlte in den Dämmen, schnaufte langsam von Furche zu Furche.

Die ausgebrochene Wildsau, der Keiler!

Nun gab es für die beiden Schießgewaltigen kein Halten mehr. Seite an Seite krochen sie im Schutz des Waldes, vorsichtig unter dem Winde bleibend, näher.

Um ganz sicherzugehen, beschlossen sie, beide gleichzeitig zu schießen. Zitternd vor Jagdeifer legten sie an. Weinert zählte leise: „Eins, zwei, drei!", und das Echo warf den Klang der beiden Schüsse, wie den eines einzigen zurück.

Die fürstliche Wildsau brach zusammen. Schon wollte Weinert auf sie zustürzen, da warnte Peukert: „Vorsicht!" Und er feuerte auch seinen linken Lauf nach dem Tier ab.

Nun sprangen die beiden Jäger vor. Sie standen vor dem erlegten Wild; es war mausetot.

Im Dämmerschein betrachteten die beiden die Beute, betasteten sie, schätzten Alter und Gewicht, und schüttelten sich die Hände. Nun, ein Keiler war es nicht, aber immerhin eine Sau. „Das haben wir fein gemacht", rief Weinert, „da werden sie mal im Waldschlößchen gucken, wenn der Braten auf den Tisch kommt." Und er rannte heim, während der andere bei der Leiche Wache hielt, spannte seinen Braunen ein und fuhr noch in der gleichen Nacht mit Hallo das erlegte Tier in den Gasthof.

Am anderen Morgen ging es durch das ganze Dorf, die beiden Jäger hätten eine Wildsau geschossen. Die Bauern kamen, die Beute zu betrachten; aber sie standen enttäuscht davor, Weinert hatte dem Tier das Fell abgezogen. Der Braten müsse ja Sonntag fertig sein.

Am Nachmittag erschien der Lehrer mit seiner Klasse gelegentlich eines Spazierganges, und wenn auch die unglückliche Wildsau jetzt nur einen wenig furchterregenden Anblick gewährte, so erklärte er doch: „Dies Tier war einst der Schrecken des fleißigen Landmannes, indem es aus den Wäldern hervorbrach und die Äcker verwüstete. Es zeigt ein dunkles Fell, während unser Hausschwein schon äußerlich durch sein helles Aussehen auf eine friedlichere Art schließen läßt. Das männliche Wildschwein wird Keiler genannt, und man muß den Jäger dankbar sein, der diese gefährlichen Tiere ausrottet."

Die Jungen staunten grinsend die Leiche an.

Im Gastzimmer saßen unter dessen hinten in der Ecke die beiden Jäger zusammen. Weinert schob seinem Freunde das Kreisblatt zu:

„Guck' mal hier!" Da stand auf der letzten Seite: „Mir ist seit einigen Tagen eine junge schwarze Zuchtsau abgängig; sie trägt eine gezeichnete Marke im rechten Ohr. Vor Ankauf wird gewarnt. Dem Wiederbringer hohe Belohnung. Friedrich Bach, Viehhändler."

„Na, und? Das wäre doch nicht . . ?"

Vorsichtig holte Weinert etwas aus der Tasche, eine Blechmarke, gezeichnet F. B.

Peukert kratzte sich hinter den Ohren.

„Gottverdammich! Nun heißt's Maul halten! Gut, daß du dem Luder gleich das Fell abgezogen hast."

Mit einem Male hörte man draußen die Stimme des Lehrers. Die beiden zuckten ärgerlich zusammen.

„Wenn der dumme Hund nur weggehen wollte!"

Da aber trat der Lehrer ein, selbstbewußt und fröhlich, und streckte die Hände aus.

„Meine Herren, ein Hurra den glücklichen Schützen! Ich habe einen Bericht über Ihr Jagdglück bereits heute ans Kreisblatt eingesandt."

„Was? Warum denn?" fuhr Peukert auf.

„Na, so etwas interessiert doch die Leser! Und am Sonntag gibt's hier gebratene Wildsau? Wollen Sie nicht dazu in der Zeitung einladen?"

„Ans Kreisblatt haben Sie die Geschichte geschrieben?" brummte Weinert. „Hm, na gerade da 'nein . . ." Er machte ein bedenkliches Gesicht, und als er die bestürzte Miene des Schusters gewahrte, der mit einem Male in sein Bierglas stierte, als schwimme da Wunder etwas herum, sagte er:

„Eins weiß ich, den Hund, den Bach, müssen wir auf alle Fälle zu seinem Braten einladen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.